

Stark und schön, Geschlechter ... Extreme und Balance

Geschlechterfragen zu verhandeln bedeutet auch, an Gedankengebäuden zu rütteln, Ordnungen zu hinterfragen und eventuell auch persönliche Ressentiments herauszukitzeln.

1

Sie alle haben in Ihren Zusammenhängen Erfahrungen mit Sport und Geschlecht und bringen diese Erfahrungen heute mit.

Eine Reihe von Filmen wie „Billy Elliot“ aus dem Jahr 2000, der die Geschichte eines tanzenden Jungen erzählt, „A Million Dollar Baby“ von 2005 über die Welt des Frauenboxens oder „Männer im Wasser“ aus dem letzten Sommer (2010) über Männer beim „Damensport“ Synchronschwimmen zeigen, dass gender-nonkonforme Sportarten inzwischen auch in der medialen Öffentlichkeit ein Thema sind. Gerade in der medialen Sportästhetik unserer Tage ist ‚Weiblichkeit‘ immer noch in erheblichem Maße über die Attraktivität für das andere Geschlecht bestimmt. Denken wir mal an die schönen Rückenansichten der Beachvolleyballerinnen. Es ist der männliche Blick auf den Körper der Frau, dem eine gewisse überprüfende (validierende) Bedeutung zukommt (vgl. FLAAKE, 1998).

‚Männlichkeit‘ bleibt allerdings in der medialen Wahrnehmung auch einseitig, sozusagen in stereotyper Erstarrung. Oder haben Sie im Fernsehen je Bilder von rhythmischen Sportgymnasten gesehen? Überspitzt formuliert kann sogar von einer negativ und beschränkenden medialen weiblichen und männlichen ‚Körperidentität‘ gesprochen werden.

Dabei ist Sport (besonders in Kindheit und Jugend) ein entwicklungsstimulierender und ausgleichender Impuls, der vor allem in der Körpersozialisation andere, nämlich persönlichkeitsstärkende Körpererfahrungen zugänglich macht. Körperlichkeit und Selbstwertgefühl stehen in einem engen Zusammenhang. Sie gestalten sich gegenseitig, und dort, wo das möglich wird, kann sich auch innere Stärke entwickeln (vgl. ROSE, 2000).

Im gesellschaftlichen Subsystem Sport hat der Körper eine zentrale Rolle. Körper fungiert als Ausdrucksmittel der eigenen Identität und als Produkt der jeweiligen Gesellschaft, in der das Individuum lebt. Die „bewegten Körper“ im Sport, mit einer spezifischen Bewegungspraxis einer Sportart, inszenieren und bestätigen Geschlechterklischees. Andererseits kann Sport Geschlechtergrenzen auflösen und einen wichtigen Beitrag zur Balancierung und „Entdramatisierung“¹ von Geschlecht leisten.

Im Mai diesen Jahres erschien in der Washington Post unter der Rubrik „Lifestyle“, ein Artikel mit der Überschrift: „Sind amerikanische Jungen mehr durch Geschlechterstereotype beschränkt als Mädchen?“ von Associated Press. Er kam zu dem Schluss, dass die Geschlechterstereotype für amerikanische Kinder heute weniger rigide seien als in der Vergangenheit, aber ein alles durchdringender Teil der gängigen Kulturpraxis und erzieherischer Bezugspunkt für Eltern. Darüber hinaus seien die Veränderungen in den vergangenen Jahrzehnten für Mädchen weitreichender als für Jungen. Gesellschaftliche Normvorstellungen von Weiblichkeit hätten sich im Gegensatz zu den

¹ FAULSTICH-WIELAND/HORSTKEMPER, 1996.

Männlichkeitsnormen aufgeweicht. Zudem sei Androgynität bei Mädchen akzeptierter als bei Jungen.² Wenn ein Mädchen sich im Baseball oder Eishockey ausprobieren möchte, würde sie wahrscheinlich als mutig gepriesen werden.³

2

Der Sport ist ein Terrain, das als traditionell männlich konnotiert gelten kann und lange Zeit nur Männern und Jungen vorbehalten war. Deshalb sind Sportarten wie das Synchronschwimmen und das Cheerleading, die wir spontan als genuine Frauensportarten qualifizieren, in ihren Anfängen zu Beginn des 20. Jahrhunderts „reine Männersportarten“. Geschlechtsspezifische Verhaltenstendenzen in der Sportartausrichtung wurden zahlreich empirisch belegt⁴ und beispielsweise mit der bevorzugten Wahl von Mädchen und Frauen für Sport- und Bewegungsaktivitäten mit „ästhetisch-gesundheitlicher und Erlebnis- oder expressiv-gefühlbetonter Ausrichtung“ (FLEISCHLE-BRAUN, 2000: 168) erklärt. Zudem wurde eine Übereinstimmung dieser Bewegungsformen mit der gesellschaftlich geprägten ‚Geschlechtsidentität‘ und den in diesem Bewegungsbereich vorhandenen Körperidealen und Leitbildern (wie Schönheit, Anmut, Leichtigkeit, etc.) gefunden. Komplementär gedacht fallen die Begründungen für die maskulinen Sportarten aus.⁵

In der geschlechtertypischen Wahl der Sportarten, laut Bestandserhebung des Deutschen Sportbundes (DSB, 2005), sind die Einstiegssportarten bei den Mädchen nach wie vor Turnen und Schwimmen und bei den Jungen der Fußball (vgl. BURRMANN, 2006: 177). Die Befunde der sportsoziologischen Geschlechterforschung sind ambivalent. Sie diagnostizieren einerseits, dass „die Geschlechtstypisierungen von Sportarten rückgängig sind (vgl. ANDERS, 2006: 169) und andererseits wird dieser Einschätzung widersprochen:⁶

„Die Geschlechterunterschiede (in einigen Sportarten)⁷ haben sich in den letzten Jahren eher noch vergrößert: Tennis, Tischtennis und Basketball zugunsten der Jungen; Radsport Schwimmen und Reiten zugunsten der Mädchen.“⁸

² Aus dem Englischen übersetzt (K.K.), zit. nach Judith Stacey, Prof. für Soziologie und Kulturwissenschaften an der New York City University.

³ Associated Press, Published: May 8, 2011. Siehe: http://www.washingtonpost.com/lifestyle/of-the-moment-are-americas-boys-more-confined-by-gender-stereotypes-than-girls/2011/05/07/AFPR10HG_story.html; 14.05.11, 14:19 Uhr.

⁴ Verschiedene Untersuchungen zum Freizeitsport (vgl. FLEISCHLE-BRAUN, 2000) oder Handbuch Sport und Geschlecht (HARTMANN-TEWS/RULOFS, 2006).

⁵ In den Kampfsportarten, die ein Stereotyp männlicher Physiognomierepräsentanz darstellen, zeigte eine Untersuchung von MENNESON (2001: „harte“ und „weiche“ Frauen. Die soziale Konstruktion der Identitäten von Boxerinnen. Berliner Debatte Initial. Zeitschrift für Sozialwissenschaften, 12 (1), 65–75) zu Sozialisationsprozessen von Boxerinnen, dass diese eine gegenläufige „counter-identity“ entwickelten. In Anlehnung an Bourdieus Körperkapitalkonzept der Habitus-Theorie ist dort von einer Aneignung eines „masculine-type capital“ die Rede (vgl. KLEINDIENST-CACHAY/HECKEMEYER, 2006: 117).

⁶ Eine Analyse Statistischer Untersuchungen von Ulrike Burrmann, Professorin für Sport und Sportwissenschaft an der Universität in Düsseldorf

⁷ Als ‚Männersportarten‘ oder auch ‚maskuline‘ Sportarten gelten bspw.: American Football, Bodybuilding, Fußball, Kraftsport (Gewichtheben), Handball und Kampfsportarten (Boxen, Ringen). Als ‚Frauensportarten‘ oder sog. ‚feminine‘ Sportarten bspw.: Tanzen (Ballett), Gymnastik (gymnastische Varianten), Reiten, Turnen, und Volleyball (vgl. BURRMANN, 2006: 180 Fußnote).

⁸ Vgl. BURRMANN/BAUR, 2004: 70: Sportengagierte, aber vereinsmüde Jugendliche? Eine Schlussfolgerung aus Zeitreihenanalysen. In: BALZ, E./KUHLMANN, D. (Hrsg.): Sportengagements von Kindern und Jugendlichen. Aachen: Meyer & Meyer, S. 59–74. Zit. nach BURRMANN, 2006: 180.

Einigkeit herrscht aber in der Beobachtung, dass „der Anteil der Mädchen, die ‚geschlechtsuntypische‘ Sportarten ausüben, [...] mit 29% deutlich höher [ist] als der der Jungen mit gerade einmal 5%“.⁹

3

Zudem kommt eine Steigerung der Mitgliedszahlen im organisierten Sport in den letzten Jahren, der durch die Inklusion von Mädchen und Frauen erreicht wurde. Zur Veranschaulichung: in den 1950er Jahren waren 10% weibliche Mitglieder in Sportvereinen gezählt worden, aktuell (DOSB, 2010) sind es 40%.¹⁰ In den Vorständen von Sportverbänden besetzten Frauen nur 15% der Führungspositionen (vgl. DOSB, 2009), auf Bundesebene sind nur ca. 13% der Positionen für Trainerinnen durch Frauen besetzt (vgl. DIGEL u.a. 2008), in den Sportmedien befassen sich nur 15% der Berichte mit Sportlerinnen (vgl. RULOFS/HARTMANN-TEWS 2006: 232).

Ich möchte aber weniger auf diese Differenzen eingehen, sondern eher Ihre Aufmerksamkeit auf die Herstellung von Geschlecht im Sport und der Wirkung der „Kategorie“ Geschlecht lenken. Die Konstruktionsprozesse von Geschlecht sind höchst komplex, differenziert und vielschichtig. Die Kategorie Geschlecht ist ein gesellschaftliches Konstrukt, deren Bedeutung jeweils historisch bestimmt ist und nach Kultur und Epoche variiert.

Erstmals mit dieser These konfrontiert, kann diese wie eine symbolische Bedrohung für die lebensweltlich ‚normale‘ Ordnung der Geschlechter wirken. Vielleicht erleben Sie gerade Gehörtes auch als Angriff auf Ihre persönliche Geschlechterordnung. Das soziale Geschlecht „gender“, über das ich nun spreche, prägt und beeinflusst unser Sportverhalten und damit unsere Körperwahrnehmung, ähnlich wie zum Beispiel „Alter“ „Behinderung“ oder „Herkunft“. Das biologische Geschlecht („sex“) fungiert als Ordnungsprinzip. Ein Mensch stellt in seinem alltäglichen Handeln und in den Interaktionen mit anderen das Geschlecht jeden Tag aufs Neue her. Dieser Prozess wird als „doing gender“ gefasst und geschieht im Rahmen dessen, was unser soziales und kulturelles Umfeld uns jeweils an Möglichkeiten und Freiräumen zur Verfügung gestellt hat (in unserer Sozialisation) und aktuell zur Verfügung stellt. Geschlechtszugehörigkeit ist also eine soziale Existenzform von Männern und Frauen. Dort, wo es zu Umdeutungen geschlechtsstereotyper Verhaltensweisen kommt, wird das „undoing gender“ das Aufweichen der prozesshaften Herstellung von Geschlecht zum kraftvollen politischen Symbol („powerful political symbol“),¹¹ obwohl es den Sportlerinnen und Sportlern eigentlich nicht um politische Symbolik geht. Sie möchten, wie beispielsweise in den 1950er Jahren die Pionierinnen des Frauenfußballs, schlicht und einfach kicken. Der Emanzipationsgedanke hat die jungen Frauen nicht auf den Fußballplatz gezogen, sie begeisterten sich für diesen Sport, genossen die physischen Herausforderungen, die Bewegung und die Gemeinschaft. Die Pionierinnen berichten, dass durch ihre Leidenschaft für den Fußball auch so manche Ehe zerbrach, da sie sich das Fußballspielen von ihren Männern nicht verbieten lassen wollten. Erst in diesem Moment wurde ihr Sport ein Werkzeug ihrer Emanzipation. Auch ein Junge, der einen geschlechter-nonkonformen Sport

⁹ BAUR, BURRMANN/KRYSMANSKI, 2002: 331: Sportpartizipation von Mädchen und jungen Frauen in ländlichen Regionen. Köln: Sport und Buch Strauß. Zit. nach ANDERS, 2006: 169.

¹⁰ vgl.: Rulofs, Bettina/Dahmen, Britt (2010): Gender und Diversity im Sport – Konkurrenz oder Verstärkung? In: Gender, Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft; Heft 2, 2. Jahrgang 2010. Leverkusen: Barbara Budrich Verlag.

¹¹ Young, K. (1997): Women, Sport and Physicality. International Review for the Sociology of Science, 32 (3), 297–305. Zit. nach KLEINDIENST-CACHAY/HECKEMEYER, 2006: 115.

wählt, tut das nicht, um die Geschlechterordnung aufzuweichen. Er möchte schlicht reiten oder tanzen.

Im ‚Sport‘ liegt eine große Chance, traditionelle Geschlechterkonstruktionen zu thematisieren und zu „überwinden“. Einige von Ihnen werden nun vielleicht denken: Wozu soll das gut sein? Was soll da überhaupt überwunden werden? Kann nicht alles so bleiben wie es ist?

Da das Geschlechterverhältnis eine Relation ist, kann aus diesem Grund die Perspektive niemals nur auf ein Geschlecht gerichtet bleiben. An dieser Wechselwirkung sind alle beteiligt. Die Wechselwirkung hat sich mit Beginn der Aufklärung in Bewegung gesetzt und muss sich einer Waage gleich im Laufe der Jahrhunderte ins Gleichgewicht bringen.

Der zu Anfang erwähnte Artikel in der *Washington Post* beschreibt das Geschlechterverhältnis in dieser Relationalität: Bewegungsspielräume haben sich für Mädchen/ Frauen im Sport geöffnet. Aber für Jungen/Männer gibt es noch enge Grenzen und vor allem Abgrenzungstendenzen. Die größte Beleidigung unter Jungen im Sportunterricht ist heute immer noch: „Du wirfst ja wie ein Mädchen!“. Eine Erweiterung der vorherrschenden Männlichkeitsinszenierung wird in konservativen Kreisen als ein Angriff feministischen Extremismus auf alle äußeren Zeichen der männlichen Geschlechteridentität aufgefasst. Begrenzungen verschließen individuelle Handlungsspielräume. Diese Grenzen stehen exemplarisch für Ungleichheiten bei der Teilhabe an Sport zwischen den verschiedenen sozialen Gruppen. Dabei ist Geschlecht eine von vielen Differenzkategorien neben Alter, Ethnizität, Schicht und Behinderung. Sie werden auch als „Ungleichheitsgeneratoren“ [bezeichnet], auf deren Basis Personen (-gruppen) in der Statushierarchie des Sports positioniert werden (Heite 2010: 192).¹²

Um der gewachsenen Vielfalt der Lebensmodelle, aber auch der kulturellen Vielfalt in der Zukunft gerecht werden zu können, (Stichwort „Diversity“!) ist der Sport in den nächsten Jahrzehnten gefordert, sich darauf einzustellen. Letztlich geht es um den respektvollen Umgang mit Unterschiedlichkeit. Das ist keine leichte Anforderung und stellt als sogenannte „Querschnittsaufgabe“ in allen gesellschaftlichen Bereichen eine Herausforderung dar. Da Veränderungen immer kontextabhängig sind, sind vor allem die Haltungen und Einstellungen der einzelnen Akteurinnen und Akteure maßgeblich. Im Klima von Vorurteilen und Diskriminierungen werden Innovationen nicht gedeihen können. Ihnen in den Sportverbänden, Verwaltungen und Vereinen NGOs und Bildungsträgern kommt eine entscheidende Schlüsselposition zu. Sie sind ein Teil der Haltungen und des Klimas in Ihren jeweiligen Organisationen und steuern die Angebotsstrukturen. Sie können andere Angebote und Denkanstöße unterbreiten, um gesellschaftliche Prozesse anzustoßen. Sie loten die Möglichkeiten und Grenzen des institutionellen Rahmens aus und begleiten und unterstützen Mädchen/Frauen, Jungen und Männer in ihren Konstruktionsprozessen von Geschlecht.

¹² Zitiert nach Rulofs/Dahmen: 2010: 43.